Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter
Herausgeber: Akademia Olten
Band: 35 (1977)

Artikel: Der Bub vom Bauerndorf
Autor: Moor, Arthur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-659005

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Bub vom Bauerndorf

Von Arthur Moor

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war ich ein Zweitklässler. Es gab damals im Dorf keine Fabriken. Im topfebenen Land, wo derzeit solche sich befinden, breiteten sich fast ausschliesslich Gerstenfelder aus. Die Gerste wurde im Herbst mit schwungvoller Hand als Winterfrucht gesät, der Rüblisamen aber erst im Frühling in die frischgrüne, fingerlange Saat eingesprengt. Daraus entwickelten sich die gelben, weitherum bekannten und geschätzten Pfälzerrübli. Wenn das Getreide geerntet war, begannen die Frauen mit dem «Rüblirupfen». Man mache sich keine falschen Vorstellungen! Sie zupften nämlich nicht die jungen, zarten Rübli aus, sondern die Stoppeln des Getreides. Die Frauen knieten bei ihrer Arbeit auf Kartoffelsäcken, mühten sich im Sonnenbrand ab und kehrten mit schmerzenden Gliedern abends heim.

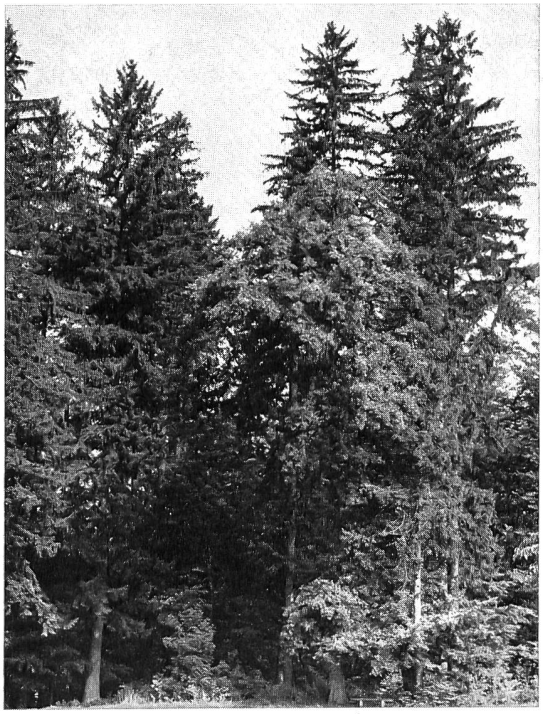
Aber Handwerker waren im Dorf angesiedelt: ein Schlosser, ein Spengler, ein Schreiner, ein Wagner, ein Schuster, ein Schneider und ein Bäcker. Am vertrautesten war mir ein Bauer. Er hatte zwei Pferde. Sie hiessen «Chohli» und «Gimpel». Die beiden treuen Zugtiere passten äusserlich nicht zusammen. Der Chohli war schwarz, rundrückig und etwas plump, der Gimpel zwei Handbreiten grösser, scharfrückig und eher unruhig. Wenn der Bauer – mein liebster Mann – Jauche ausführte, hob er mich mit einem sanften Schwung auf einen der Pferderücken. Der Ritt auf dem Chohli mit dem breiten Leib war für mich tollstes Bubenglück, während mich der Gimpelrücken regelrecht quälte. Die Arbeit auf den Kartoffelfeldern war für mich kein reines Vergnügen. Die Äcker waren zu jener Zeit – also vor fast sechzig Jahren – so arg verunkrautet, dass die Kartoffelstauden kaum sichtbar waren. So galt es denn, mit unsern Bubenhänden das lästig wuchernde Unkraut zu entfernen. Botanisch heisst das verhasste Kraut Gänsefuss, schiesst wildwüchsig beinahe mannshoch auf und zeichnet sich überdies noch durch einen unerhörten Samenreichtum aus. Der Wildling wurde allgemein «Hundschiess» genannt. Mit letzter Kraft rissen wir an den derben Stengeln, schüttelten die Erdklumpen von den Wurzeln ab und schichteten den Schädling zu Haufen, die verbrannt wurden, wenn sie dürr waren. Das Abendessen, bestehend aus «Chrausi», einer Mischung von zu einem Brei gekochten Äpfeln und Kartoffeln, verschlangen wir Buben nach der Mühsal gefrässig wie junge Hunde.

Im Dorf wohnten einfache, arbeitsame Leute. Die Bauern betrieben eine mittlere Landwirtschaft, die sie zu harter Arbeit zwang. Ihre Pflüge blitzten wie Silber, wenn sie die braune Erde durchschnitten und sich aufglänzend Furche an Furche legte. Die andern Männer und auch Frauen verdienten ihr Brot in der Bally-Schuhfabrik in Schönenwerd, als Eisenbahner im Bahnhof Olten oder in den Werkstätten der Bundesbahnen. Viele «Werkstättler», wie sie im Dorf genannt wurden, hatten noch eine Kuh im Stall. Die schwerfälligen Tiere zogen im Herbst die mit Pfälzerrübli beladenen Wagen auf der holprigen Dorfstrasse heim. Es waren kunstvolle Ladungen, das buschige Kraut von geschickten Händen nach innen gekehrt, während aussen nur die dickbauchigen Rübli mit den wippenden Wurzelschwänzen sichtbar waren. Wochenlang war die Fahrstrasse vor der Nacht mit abgebröckelter Erde und zerstampften Kuhfladen übersät.

Mein Vater arbeitete bei der Bahn in Olten und erwarb sich so um 1908 in Dulliken ein Haus mit einem ansehnlichen Garten. Am Tisch sassen nebst den Eltern fünf Kinder. Der Garten verursachte viel Arbeit, und da musste ich oft kräftig Hand anlegen. Sommerlang trug ich mit schweren Kannen Jauche aus, jätete die Weglein des Gemüsegartens, las an Dutzenden Kabis- und Kohlköpfen die Raupen des Kohlweisslings ab, dass nicht alles kahlgefressen wurde, und auf der Landstrasse sammelte ich mit Feuereifer Rossmist, den ich im Garten zu einem «Stock» aufschichtete und mit dem Spaten festklopfte. Über Sterholz verfügten wir nie, das wäre zu teuer gewesen. Der Vater kaufte bei Bauern abgestorbene Bäume, um die wir einen Graben aushoben und sie dann mit Axt, Bandsäge und Seil krachend fällten. Im Engelberg, im Dorf nur «Berg» genannt, entrindete der Vater nach strenger Berufsarbeit Tannen. Der Holzerlohn bestand in der Rinde, die der zweitälteste Bruder und ich mit dem schweren Karren auf ausgefahrenem Weg mühsam eine Stunde weit heimführten. Die Mutter klagte oft am Herd über unser Holz, das schlecht brannte, stark rauchte und ihr tränende Augen verursachte. Gross war die Freude im Berg, wenn wir Buben mit meterlangen hakenbewehrten Stangen dürre Äste von den Buchen knallten und eine Riesenbürde vor dem Haus abladen konnten. Bei Kleinbauern verrichtete ich allerhand Arbeiten. Mit Vorliebe betätigte ich mich als Mäusefänger. Für jede Feldmaus und jeden Maulwurf bekam ich einen Zehner. Das war damals viel Geld.

Man glaube nicht, wir hätten keine Freizeit gehabt. Der Berg, der Fluss und die Strasse waren unsere Tummelplätze. Jahr für Jahr wanderten wir Buben so Mitte Februar über den Berg nach Roth-

acker, liefen im Wald einen Steilhang hinunter, wo die ersten Schneeglöcklein die harte Erde durchbrachen und zaghaft ihre blanken Käppchen dem dürftigen Licht zuwandten. Mit frierendroten Händen, aber frohen Herzens zogen wir heim, stellten das niedliche Sträusschen in einer Vase auf den Stubentisch – und auch die Eltern freuten sich an den ersten Frühlingsboten. Im Frühling, wenn das Wiesengras bürstendick stand und die Blumen darin aufblühten, verfolgten wir mit Netzen die Sommervögel, am Bahndamm, der mit kilometerlangen Weissdornhecken abgegrenzt war, sammelten wir mit Blechbüchsen Häuschenschnecken, im Tannenwald jagten wir Eichhörnchen von Baum zu Baum, in einer Abfallgrube suchten wir unter rostigen, zerbeulten Deckeln, Pfannen und allerhand Blechgeschirr nach Blindschleichen, im «Schlangenwäldchen», wo uns nie eine Schlange zu Gesicht kam, rauchten wir Nielen, bis die Zunge brannte, und auf dem «Stägelibaum», in dessen Stamm wir Nägel schlagen und in der Krone Sitzplätze einrichten durften, verbrachten wir lärmend ganze Nachmittage. In der Sommerhitze vergnügten wir uns beim Baden in der Aare. Wir durchschwammen den Fluss, fachten rauchende Feuer an, um uns der Bremsen zu erwehren, wir stocherten mit Haselruten in die Wespennester im Boden und rannten wild davon, wenn die ersten höllisch surrenden und verwirrten Tierchen aus den Nestern in allen Richtungen ausbrachen. Wenn der Magen infolge Hungers knurrte, taten wir uns gütlich an den Taubenkröpfen und an den kleinen Früchten, die wir mühsam kletternd in den Kronen der Wildkirschbäume ergatterten. Für mich war es ein Erlebnis besonderer Art, wenn ich am Sonntagmorgen die eingeseiften Pferde des Fuhrhalters in die Schwemme reiten durfte. Es war ein erhebendes Gefühl, wenn ich verspürte, dass die Tiere den Boden unter den Hufen verloren und die ruhigen, wellenden Schwimmbewegungen einsetzten. Die Strassen, auf denen zu jener Zeit nur ab und zu ein Auto verkehrte, waren die beliebten Spielplätze, wo wir Buben und Mädchen uns trafen.



Die enge Verbundenheit mit der Natur von der frühen Jugend an: mit den Wäldern, den Äckern und Wiesen, den Bächen und dem Fluss hat mich bewogen, später aus der Erinnerung heraus die nachfolgende kleine Schilderung zu schreiben.

Der klagende Vogel

Wenn ich die alten Wege gehe, entlang den Wassersäumen, vorbei an grünen Wildhecken und auf schmalem Pfad durch niederes, wirres Buschwerk, so erreiche ich mühelos wandernd jene Gegend, die mir vertraut ist wie kein anderes Stückchen Erde. In dem Winkel, wo Fluss, Wald und Flur zusammenstossen, liegt der Tummelplatz meiner frühen Jugendtage. Der abseitige Landstrich ist nicht von besonderer Grossartigkeit, aber doch reizvoll und verlockend und in allen Teilen so zweckvoll geschaffen, wie ihn ein heisses Knabenherz im Geiste nicht vielgestaltiger und wunschloser auszumalen vermöchte. Rauschendes Wasser, glucksende Flussufer, Sandplätze, auf die die Sonne frei niederglutet und allerorts Bäume: Weiden, Schwarzerlen, Ulmen, Pulverholz und wilde Kirschen. Beim Anblick dieser Landschaft beschleicht mich stets ein seltsames Gefühl, das hin und her schwankt zwischen der Freude des Wiedersehens und der Wehmut des versunkenen Kinderglücks. Der schmale Waldstreifen liegt in einer sanften Mulde, und wer genau hinsieht, dem entgeht nicht, dass er etwas unbarmherzig eingeklemmt ist zwischen zwei Hügeln, die von seinen Rändern aus in leisem Schwunge ansteigen. Am diesseitigen Waldsaum breiten sich auf hellem Sandgrund ganze Zeilen von Wiesen und Äckern aus, und jenseits zieht der Fluss vorüber, oft rüstig wie ein junger Mensch, ab und zu aber träge und still, so dass seine Fluten trüb und reglos in verschlammte Tümpel ausmünden. In den längst vergangenen Jugendtagen widerhallte der kleine Wald vom wilden Bubenlärm; die tollen Streiche aber hat er verschwiegen und behütet wie ein eigenes Geheimnis.

Wir Buben erkletterten die Fichten, bis sich die Wipfel neigten, jagten angstschreiende Eichhörn-

chen, griffen im Flusse nach Fischen und gruben unter den alten Erlen mit Hand und Fuss auf der Fährte des Sandfuchses.

Ein Ereignis hat in meinem Gedächtnis eine besonders leuchtende Spur hinterlassen. Dicht am Fluss stand eine turmhohe Tanne. Der schlanke Stamm stieg jäh empor zwischen den Uferweiden, die ihre Zweige in das Wasser bogen und zwischen den dünnen Kronen der Erlen und einer jungen Birke, deren feines Astwerk duftig niedertropfte. Hoch im dunklen Fichtenwipfel, zwischen dem grünschimmernden Wasser des Flusses und dem blauen Frühlingshimmel barg der Baum ein Nest. Zwei Raben flogen in gleichmässigen Abständen ein und aus. Sie setzten sich auf einen Kronast, äugten scharfen Blicks in die Runde und glitten geräuschlos hinein in den Baum, während der wippende Zweig mählich ausschwang. Vom Augenblick an, da ich die fütternden Vögel erspäht hatte und sich ihre geraden und stillen Flüge vom jenseitigen Flussufer auf den Baum und zurück in verblüffender Regelmässigkeit vollzogen, bemächtigte sich meiner eine sonderbare Erregung. Sie steigerte sich, und unversehens reifte in mir der Entschluss, den grossen Baum zu erklettern und einen Blick zu tun in das geheimnisvolle Nest, das sich in schwankender Höhe vorfinden würde. Es war an einem lieblichen Frühlingstag. Allenthalben spross das erste Grün. In meinem Kopfe spukte der Gedanke von den schwarzen Vögeln; im Herzen war eine Leidenschaft entfacht. Ich lief barfüssig von zu Hause weg und schlug den Pfad ein, der in mancherlei Windungen den kargen Forst durchschnitt, zu der Tanne führte und sich später irgendwo im dichten Holz verlor. Meine Arme schoben hageres Gesträuch beiseite, indes die nackten Füsse kleine Spuren in den Flussand gruben. Überall standen klirrende Schachtelhalme, und den stiebenden Flusspfad überwucherten die rankenden Triebe der Kratzbeere. Jeden Schritt begleiteten saure Gräser, Frühlingswindrosen und lilafarbene Lungenkräuter. Vom Flusse her roch es von abgestorbenen Pflanzen, und im Walde verbreitete sich der stechende Geruch des Faulbaumes.

Ich stand vor der Tanne. Der Wald schwieg, als ich die Hemdärmel zurückstreifte und die Augen zum Baume aufhob. Unschlüssig verharrte ich ein paar Atemzüge lang. Dann überkam mich nochmals quälend die Abenteuerlust, und jetzt begann der Kampf mit dem grossen Baum. Meine Schenkel pressen sich gegen den Stamm, während ihn die Arme krampfhaft umschlingen. Mühsam folgt ein Griff dem andern, und allmählich rücke ich von der Erde ab. Bald reiben sich die Glieder wund an der rauhborkigen Rinde. Schuppen und brauner Staub rieseln knisternd am Baume nieder. Die halbe Höhe ist erreicht. Fort mit dem peinigenden Gedanken, den Plan aufzugeben! Wieder aufwärts! Die Beine schmerzen, die Arme schmerzen, aber Zug um Zug umfassen die nackten Bubenarme den Fichtenstamm. Das schwierigste Stück ist bezwungen. Brennende Finger klammern sich an dürre Aststrünke. Die rechte Hand greift zitternd nach dem ersten Wipfelast. Endlich! Mit fieberheissen Wangen und wildpochender Brust sitze ich wie gelähmt auf dem armdicken Kronast. Kaum spürbar erbebt auch der Baum. Des Himmels Blau dringt in schmalen Streifen durch den Wipfel. Über meinem Haupte in luftiger Höhe ist das Nest ersichtlich, aus Reisig grob in eine Astgabel gebaut. Jetzt steigt's sich leicht. Der grüne Wipfel schwankt. Da liegt der geheimnisvolle Horst. Ich könnte nach ihm greifen. Was hält mich zurück? Der Blick haftet starr am Nestrand... gleitet hinein in die runde Höhlung. O Entsetzen! Ein verstörtes Auge, ein aufschreckender Vogel, im Wipfelgeäst sinnverwirrendes Flügelpeitschen, ein wirrer Flug über den Baum, und im blauen Raum über der Krone ein klagendes Wehgeschrei, aus einer todgeängstigten Vogelseele hervorbrechend, das mir kalt Mark und Bein durchdringt. Im Nestgrund hockten aneinandergeschmiegt fünf junge Raben. Ihr Leib war mit schwarzen, stacheligen Stoppeln spärlich besät, und am Halse entblössten sie ihre jugendliche Nacktheit. Noch während ich, ergriffen von den Geschehnissen, meinen Blick starr auf die hilflosen Geschöpfe heftete, kuschelten sie sich noch enger zusammen, von der Angst des Lebens nicht wissend. Auch kein Finger rührte sich nach ihnen. Immer noch schoss der Rabe arg krächzend in wildem Fluge über den Wipfeln hin und wider, als ich mich schon von der jungen Brut abgewandt hatte. Ein seltsam banges Gefühl beherrschte mich. Ich verspürte wenig vom stolzen Glück des Eroberers und Besiegers, als ich den Stamm hinunterglitt; eher beschlich mich eine geheime Angst oder Rührung, soweit ihrer ein Knabe meines Alters fähig sein konnte. Hatte ich in heissem Drange den Horst erobert, so liess ich nun ab von ihm im Gefühl, besiegt worden zu sein von eines Vogels starker Liebe. Ob ich vom Vorfall jemals einem Menschen berichtet habe, darüber lässt mich das Gedächtnis vollends im Stich.

Eines aber ist weder wissentlich noch durch die fliehende Zeit aus meiner Erinnerung auszulöschen: Wenn mein Auge den Raben folgt, die am Abend in geradem und stillem Flug am Himmel ziehen, dass sie vor der Nacht noch Zuflucht finden in den schwarzen Wäldern, dann will mir scheinen, von fernher rühre ein Ton an mein Herz, der wehe Ton eines klagenden Vogels...